

# Marcellina Gräfin von Kuenburg – Ihr Leben und Wirken

I.  
Am 19. Januar 1883 erblickte Marcellina Georgine Henriette Anna als drittes von vier Kindern eines traditionsbewussten Kärntner Uradelsgeschlechts in Dresden das Licht der Welt. Das Mädchen wurde später nach evangelisch-lutherischem Ritus getauft. Der Vater, Franz Seraphin Graf von Kuenburg, verwaltete die umfangreichen Güter der Familie, während die Mutter, Henriette Gräfin von Kuenburg (geb. Scherr), die Verantwortung für den großen Haushalt und die Erziehung der Kinder, unterstützt durch reichlich Personal, trug.



Comtesse Marcellina (X) mit Mutter und Geschwistern

Quelle: Hanns P. Naschenweng, Feldkirchen (Österreich)

Das Privileg ihrer Herkunft sicherte der Comtesse Marcellina in Payerbach (Niederösterreich) eine hochherrschaftliche Kinder- und Jugendzeit, bewacht, behütet und eingezäunt von allen Seiten. Die Erziehung und Bildung oblag ausgewählten Privaterzieherinnen und -lehrerinnen. Religion, Sprachen, Literatur, Geschichte, Musik, Zeichnen und Malen waren, neben weiblichen Handarbeiten, die hauptsächlichen Unterrichtsfächer. Zusätzlich wurde die junge Gräfin noch auf eine ihrem Stande gebührende Ehe vorbereitet.

Als 18 Jährige konvertierte Marcellina Gräfin von Kuenburg zum

röm.-kath. Glauben. Mit ca. 30 Jahren nahm sie ihr Leben selbst in die Hand, zumal sich eine standesgemäße Heirat nicht anbahnte. Nach privater Vorbereitung auf das Abitur, das die Gräfin 1914 als Externe am „Elisabeth-Gymnasium in Wien“ erfolgreich ablegte, studierte sie Psychologie und Philosophie an den Universitäten in Wien und München. Zwischenzeitlich (1914/1916) arbeitete sie als Hilfskrankenschwester vom Roten Kreuz im „Reserve Lazarett Nr. 2“ in Wien. Im Juli 1919 schloß sie in München ihr Studium mit der Promotion ab. Das Thema ihrer Dissertation, die 1920 in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ veröffentlicht wurde, lautete: „Über Abstraktionsfähigkeit und die Entstehung von Relation beim vorschulpflichtigen Kinde“. Ihre Doktorarbeit, eine seinerzeit für die Psychologie typische experimentelle Untersuchung, liest man noch heute mit Interesse. Es wird von der „isolierenden Abstraktion“ (O. Külpe), d.h. von der Gleichheitserfassung und ihren Vorstufen bei kleinen Kindern, ausgegangen. Von Kuenburg baute auf den Versuchen von A. Koch und J. Habrich an Schulkindern auf (Grünbaum-Koch'sche Figuren). Sie untersuchte Kindergartenkinder zwischen 3,3 und 6,6 Jahren und 15 noch jüngere Krippen – Kinder zwischen 2,6 und 3,6 Jahren. Wie von Kuenburg schreibt, bedurfte es keines Ansporns und keiner Belohnung, um die Kinder zum Mitmachen zu bewegen, ja, es entstand ein Wettstreit unter ihnen um den Vorzug, Versuchsperson zu sein. Es handelte sich darum, von 4 bzw. 8 abstrakten Figuren (ähnlich griechischen Buchstaben) die jeweils zwei gleichen herauszufinden, wobei die Figuren nur 3 Sekunden gezeigt wurden, und die zwei gleichen auf einem danach gezeigten Kontrollstreifen wiedererkannt werden sollten. Die Versuche wurden variiert. Von Kuenburg gelang, was von

manchen Forschern von vornherein als unmöglich angesehen wurde, dass die Aufgabe ausnahmslos von allen 3- bis 6jährigen Kindern erfaßt wurde. Von den 40 Kindergartenkindern gelangten nur 30 bis zu den Versuchen mit 8 Figuren. Vollständige Lösung: Bei 15 %. Bei den Kleinkindern erfolgten Versuche mit (sinnlosen) Formen, dann mit farbigen Formen und mit Farbquadraten. Zum Beispiel schnitt sie kleine Figuren aus, von denen zwei gleich waren. Das Kind wurde aufgefordert, so eines aus den übrigen 3 herauszusuchen, also herauszuabstrahieren. Von 149 Versuchen gelangen 116 tadellos. Von Kuenburg machte auch mit dem erst 1,4 Jahre alten Töchterchen ihres Doktorvaters Karl Bühler (Ehemann von Charlotte Bühler; M.B) ähnliche Versuche, z. B. mit Schachteln. Das Kind hatte Spaß daran, Schächtelchen zu öffnen und zu schliessen. Es musste 2 zusammengehörige Elemente herausfinden. Die Farbe wurde von dem Kind weniger beachtet als die Form. – Bei den Kinder ab 3,3 Jahren beobachtete v. Kuenburg den bedeutsamen Schritt von der bloßen Beziehungswahrnehmung zur Beziehungserkenntnis“ (Jutz 1989, S. 54f.). Nach dem Studium arbeitete Gräfin von Kuenburg bis 1924 als Fachpsychologin im „Versorgungskrankenhaus für hirnverletzte Kriegsbeschädigte“ der Stadt München. Von 1923 bis 1944 war sie Mitherausgeberin des seinerzeit bedeutenden Periodikums für die gesamte Heilpädagogik: „Zeitschrift für Kinderforschung“. Darin publizierte sie einige Aufsätze zu „Störungen des Sprachverständnisses“ und rezensierte vor allem Zeitschriftenaufsätze und Fachbücher. Über 42 Jahre (von 1924 bis 1966) war die Gräfin als Fachpsychologin und Sprachtherapeutin an der Münchener „Heckscher - Nervenheil- und Forschungsanstalt“ tätig. Als dieser 1929 eine Kinderabteilung angeschlossen

wurde, führte sie dort psychologische Untersuchungen und Sprachheilbehandlungen durch. Während der Zeit der Nazi-Diktatur verhielt sich die Gräfin sehr zurückhaltend. Sie trat weder der NSDAP bei noch anderen nationalsozialistischen Gliederungen. Immer wieder versuchte die Gauleitung von München, eine „politische Würdigung“ der Gräfin einzuholen. Die Ergebnisse der Bespitzelungen lauteten stets: „Da sie nur ihrer Wissenschaft lebt und durchaus unpolitisch eingestellt ist, wurde sie nicht Parteimitglied. Da sie meist beruflich von zu Hause weg ist, ist sie wenig bekannt; deshalb kann auch eine ausreichende politische Würdigung nicht gegeben werden“ (Bundesarchiv Berlin, Sign. BDC-PK 1060072905). Als das nationalsozialistische Euthanasie-Programm (sog. „T4-Fragebogenaktion“) anlief, erkannte die damalige medizinische Leiterin der Heckscher-Klinik die große Gefahr für die geistig behinderten und nervenkranken Kinder. Sie wußte es so einzurichten, dass kein Fragebogen ausgefüllt und alle Patienten als „bildungsfähig“ eingeschätzt wurden. Später, im August 1948, schrieb die Leiterin der Klinik in einem Bericht für die US-Militärregierung, dass „nicht ein einziges Kind... aus unserem Hause in ein Vernichtungslager weggeholt“ wurde. Auch konnten „manche Kinder... durch entsprechende Vorwarnung an die Eltern in unseren Sprechstunden vor diesem Schicksal bewahrt“ werden. (Jutz 1989, S. 154). Es ist anzunehmen, dass Gräfin Kuenburg als untersuchende Psychologin an dieser „humanen Aktion“ maßgebend beteiligt war (dokumentarische Beweise liegen allerdings bis jetzt noch nicht vor). Für ihr soziales Engagement und ihre wissenschaftlichen Leistungen erhielt Gräfin Kuenburg im Juni 1969 den „Bayerischen Verdienstorden“ verliehen. Sie starb im 91. Lebensjahr am 19. August 1973 in München.

## II.

Obwohl Gräfin Kuenburg in ihrer Dissertation selbst Testverfahren ausgearbeitet hatte, äußerte sie sich stets kritisch gegen die quantitativen Methoden der Intelligenzforschung, zumal es viele „kindliche Defekte“ ohne eigentlich intellektuelle Störungen gibt. Ihrer Ansicht nach haben „kindliche Defekte“ sehr verschiedenartige innerpsychische Ursachen. Treffsicher formulierte sie: „Da die Eigenart der möglichen Defekte so verschiedenartig ist, so hat sich die psychologische Untersuchung... nicht in den Bahnen der alten Maßmethoden der sog. Intelligenz- und Begabungsforschung (mit ihrer Einteilung in drei Schwachsinnsgrade und einer festgesetzten IQ-Norm; M.B.) zu bewegen. Nicht ein starres System oder Schema einer bestimmten festgelegten Reihe von Prüfungstests sei an das Kind herangebracht, dessen Leistungen oder Versagen mit + oder – bewertet werden; es müssen vielmehr die einzelnen Aufgaben (Tests), an denen das Kind seine Eigenart offenbaren soll, durch weitgehende Analyse studiert werden, die Art und Weise der Fehlleistungen untersucht und die jeweiligen Versuchsbedingungen unter Umständen variiert oder dem Individuum angepasst werden. Ein und dieselbe psychische Funktion soll durch verschiedene Aufgaben hindurch beobachtet werden, dieselbe Aufgabe hingegen diene zur Beobachtung verschiedener Funktionen. Es gilt nicht, Grade einer intellektuellen Minderwertigkeit zu bestimmen, als vielmehr Ausfälle innerhalb eines psychischen Ganzen zu beobachten, nicht nur intellektuelle, sondern auch anders gelagerte Defekte sollen in ihren psychischen Äußerungen aufgedeckt werden“ (Kuenburg 1925, S. 11). Gräfin von Kuenburgs großes Interesse galt den Störungen des Sprachverständnisses. Zwei Fälle von ihr sind berühmt ge-

worden: Joseph W. und Else M. Der Junge und das Mädchen besuchten jahrelang das heilpädagogische Tagesheim der „Heckscher Nerven- / Heil- und Forschungsanstalt“ und kamen täglich zur „gräflichen Sprachbehandlung“: „Der 16jährige Joseph konnte bis zum 16. Lebensjahr mit Ausnahme von vier Namen (Mama, Papa, Ala und Ata; M. B.) kein einziges Wort sprechen, verfügte aber für die Umgangssprache über ein weitgehend vorhandenes Sprachverständnis und konnte Geräusche, Töne und Sprachlaute bei der Hörprüfung außerordentlich gut voneinander unterscheiden. Infolge einer Asphyxie während der Geburt litt er unter Störungen der motorischen Koordination und konnte sich auch die artikulatorischen Teilprozesse der Lautbildung nur sehr schwer merken (motorisch-amnestische Sprachstörung). Trotzdem machte er in 2 Jahren erstaunliche Fortschritte im Spracherwerb. Vom Standpunkt der „Vollsprache“ eines Gesunden aus hatte er zwar nur ein Minimum erworben, aber er verstand dieses Minimum so geschickt zu verwenden, dass es ihm zu einem „Sprachschatz“ wurde (7b, 94). Er wendete das Erlernte spontan und selbsttätig an, und zwar nicht nur im Sinne einer bloß „emotionalen Sprache“ oder von „Wunschwörtern“, sondern im Sinne echter Begriffe. „Daraus entnehmen wir“, schreibt v. Kuenburg, „dass die Mängel bei der Begriffsbildung nicht aus der etwa „fehlenden allgemeinen Einstellung, Begriffe überhaupt zu erwerben“, resultieren, „dass vielmehr die Vorbedingungen, nämlich das fehlende oder nicht in Bereitschaft stehende artikulierte Wort, zusammen mit den optischen und den Koordinationsstörungen es sind, die einen vollständigen und normalen Erwerb von Begriffen störend beeinflussen“ (7b, 97f.). Von Kuenburg fiel weiterhin auf, dass es Joseph nicht gelang,

ähnlich einem Schwerhörigen, eine der deutschen Sprache nur einigermaßen angeglichene Sprechmelodie zu erwerben. Er sprach wie Patienten mit motorischer Aphasie skandierend auf dem gleichen Stimmtone, mit taktartigen Mitbewegungen des Kopfes (8).

Das damals 7jährige Mädchen Else mit angeborener Stummheit unbekannter Ursache, wurde fast 10 Jahre sprachtherapeutisch betreut. Bei der Hörprüfung, die damals noch nicht audiometrisch erfolgte, hatte Else große Schwierigkeiten in der Unterscheidung von verschiedenen Geräuschen und menschlichen Stimmen. Was v. Kuenburg besonders interessierte, war die Beobachtung, dass Else schon vorm Beginn der Therapie die Sprachmelodie (Tonhöhe, Akzent, Tempo) nachahmte und melodisch deutlich Frage- und Aussagesätze oder Affektäußerungen unterscheiden konnte, wie es bei Patienten mit sensorischer Aphasie der Fall ist. Man sprach daher von „sensorischer Hörstummheit“ und „akustischer Agnosie“. Bei Else erschien zunächst ein Sprachaufbau wegen des übergroßen Bewegungsdranges fast unmöglich; die Konzentration hielt nur 1 bis 2 Sekunden an. Sie war optisch sehr gut orientiert, intellektuell normal begabt, geschickt und heiter, und sie gab diffuse Laute und Silben, auch Grunzen, Schnalzen und Summen von sich, jedoch ohne signifikante Bedeutung. Fünf Monate täglicher systematischer, spielerischer Übung waren nötig, um zu 10 Wörtern eine Assoziation mit einem Gegenstand zu stiften. Danach wurde langsam auch der Sinngehalt einer Gruppe von Wörtern erfasst, wenn sie nachgesprochen wurden. Aber eine spontane Neuerwerbung von Wortbedeutungen erfolgte nie (mit Ausnahme bayerischer Affektausdrücke wie z. B. „jamei“, Herrschaff-na!“), und das Sprachgedächtnis war

außerordentlich flüchtig. Im Lesen und Schreiben konnte eine erstaunliche Höhe erreicht werden, auch in der rechnerischen Fertigkeit, aber mechanisches Erlernen war völlig unmöglich, wie auch das automatisierte Sprechen und die innere Sprache nicht genügend ausgebildet werden konnten (Jutz 1989, S. 55f.).



Quelle: Renate Jutz, 1989

Noch heute sind die Aufsätze der Gräfin insbesondere zu „Sprachverständnisstörungen“ lesenswert, zumal vom heutigen Stand der Sprachtherapie aus gesehen das Alter von 7 Jahren (geschweige erst von 16 Jahren) für eine erfolgreiche Sprachanbahnung schon zu spät erscheint.

Immer wieder betonte Gräfin Kuenburg in Vorträgen, Referaten und Publikationen, dass man die „nervenschwachen und behinderten Kinder und Jugendlichen“ nicht nur der „Medizin allein überlassen“ sollte. Vielmehr sollten sich ihrer Ansicht nach die Wissenschaften „Medizin, Psychologie und Pädagogik miteinander verbünden und verbinden“, denn nur ein „Zusammen- und Ineinanderwirken von allen drei Wissenschaften“ sichern den „heilpädagogischen Erfolg“ (Kuenburg 1931, S.7). Eine Feststellung von – nach wie vor – hoher Aktualität!

#### Literatur:

**Kuenburg, M. v.:** Über Abstraktionsfähigkeit und die Entstehung von Relationen beim vorschulpflichtigen Kinde, München 1920

**dies.:** Über methodische Untersuchungen angeborener und erworbener psychischer Defekte im Hinblick auf den Hilfsschulbogen, in: Lesch, E. (Hrg.): Bericht über den zweiten Kongress für Heilpädagogik in München, Berlin 1925

**dies.:** Zuordnungsversuche bei Gesunden und Sprachgestörten, in: Archiv für die gesamte Psychologie 1930/H. 3 / 4

**dies.:** Über Sprachverständnisstörung bei motorischer Aphasie, Köln 1931

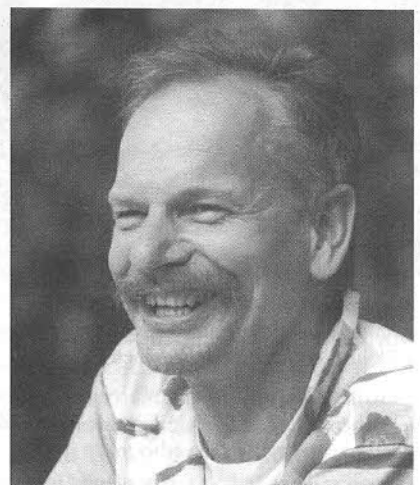
**dies.:** Über das Verhältnis von Begriff und Wort in einem Fall von pathologischer Sprachentwicklung, München 1931

**Jutz, R.:** Die Heckscher-Klinik von 1929-1989, München 1989

#### Archive

Bundesarchiv, Berlin  
Ida-Seele-Archiv, Dillingen/Do

Manfred Berger leitet das „Ida-Seele-Archiv“ in 89407 Dillingen. Er arbeitete viele Jahre als Heilpädagoge im „Amalie-Nacken-Kinderheim“ in Dachau. Gegenwärtig unterrichtet er Vorschulpädagogik, Heilpädagogik und Methoden der Sozialarbeit an verschiedenen Fachhochschulen für Sozialpädagogik.



Manfred Berger